

"... vielleicht ist noch Hoffnung" (Klgl 3,29)¹

Lieber Herr Bischof,

liebe Priester und Diakone unseres Bistums,

als Herr Dr. Frick mich bat, heute zu ihnen zu sprechen, habe ich mich zunächst gewehrt: Ich lebe als Nonne außerhalb der pfarrlichen Strukturen, so dass es für mich schwierig ist, etwas zu sagen, was für Priester und Diakone hilfreich ist. Die Antwort war, dass man, gerade weil ich eine andere Perspektive habe, an mich gedacht hat. So habe ich mich schließlich auf diesen Vortrag eingelassen und stehe nun vor ihnen.

Ich kann Ihnen keine guten Ratschläge geben und ich möchte Ihnen auch keinen hoch-theologischen Vortrag halten, bei dem Sie nach fünf Minuten auf die Uhr schauen und sich fragen: „Wann hört sie endlich auf?“, sondern ich habe mich entschlossen, von mir selbst und meiner Gemeinschaft, der Abtei Mariendonk, zu sprechen, davon, wie wir in der jetzigen Zeit Kirche leben, und was unsere Hoffnungen sind. Ob das Gesagte auch für Sie in irgendeiner Weise übertragbar ist, müssen Sie selbst entscheiden.

I. Erfahrungen

Ich schaue zurück auf mein eigenes Leben und auf das Leben der Kirche, so wie ich sie erlebt habe, und frage mich: Geht es nach vorne und nach oben, wird alles langsam, aber sicher besser, tragen meine Bemühungen Früchte, kann ich dankbar auf mein Leben zurückblicken oder habe ich eher das Gefühl, dass es abwärts geht - mit der Kirche im Allgemeinen, mit dem Bistum Aachen im Besonderen und mit meinem Leben erst recht? Die Antwort fällt nicht leicht.

In unserem Kloster waren die Jahre von 1960-2000 Jahre des geistigen und wirtschaftlichen Aufbaus. Es gab nicht mehr so viel junge Schwestern wie unmittelbar nach dem Krieg, aber wir hatten Nachwuchs, so viel, dass wir sogar ausbauen mussten, wir konnten mit unseren Betrieben Gewinne erwirtschaften und wir konnten - für Frauen in der Kirche nicht unwichtig - ein eigenes theologisches Profil entwickeln. Natürlich waren auch damals schon Zeichen zu erkennen, die in eine andere Richtung wiesen, aber in unserer Gemeinschaft überwog die Freude am Glauben und die Überzeugung, dass diejenigen, die nicht glaubten, irgendwann

¹ Vortrag am "Tag der Priester und Diakone" des Bistums Aachen, 14. 5.2019.

den Reichtum Christi entdecken würden, dass die Zeit des Desinteresses am Glauben vorübergehen werde.

In Mariendonk gab es in dieser Zeit eine intensive Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, z.B. lernten sehr viele Schwestern Hebräisch, und wir nahmen die geistliche Schriftauslegung der Kirchenväter in unser Leben auf und gaben sie auch an die Menschen weiter, die zu uns kamen. Wir in Mariendonk hielten uns nicht gerade für den heiligen Rest, aber doch für die, die die Schätze der Kirche bewahrten, um sie für die neue Zeit bereit zu haben - ähnlich wie es die Klöster in der Zeit der Völkerwanderung taten.

Auch heute lehne ich diese Sicht unserer Aufgabe nicht ab, ganz im Gegenteil, auch heute versuchen wir, den Glauben umfassend aufzunehmen und weiterzugeben, aber ich glaube inzwischen, dass wir uns auf längere Durststrecken einstellen müssen, als wir ursprünglich dachten, und ich habe - um einmal ganz persönlich zu werden - die Hoffnung verloren, dass meine Familie, von der inzwischen niemand mehr in der Kirche ist, sich Christus zuwenden wird. Ich bete für meine Verwandten, aber ich glaube nicht, dass wir in diesem Leben noch miteinander Eucharistie feiern werden.

Als ich 1980 in Mariendonk eintrat, wollte ich mich für diese Gemeinschaft einsetzen und erwartete, dass es aufwärts gehen würde; als ich 2005 Äbtissin wurde, übernahm ich dieses Amt mit Freude; ich war bereit, mich anzustrengen und hoffte natürlich auch, Erfolge zu sehen, nicht unbedingt äußere Erfolge, aber irgendwelche Erfolge, denn das Ziel von Mühen ist ja, dass etwas Gutes entsteht, was vorher nicht da war. Faktisch aber gilt - vermutlich auch für viele von Ihnen -, was mir einmal mein Doktorvater, Prof. Dassmann, sagte - noch vor allen Strukturveränderungen und erst recht vor der Mißbrauchskrise: „50 Jahre als Priester gearbeitet und das Ergebnis: Leere Kirchen und immer weniger Menschen, die glauben.“ Ich könnte es umformulieren: "14 Jahre als Äbtissin gearbeitet und das Ergebnis: Statt 45 nur noch 27 Schwestern und ein deutlich höherer Altersdurchschnitt." Oder um es mit dem Propheten Jesaja zu sagen: "Vergeblich habe ich mich bemüht, habe meine Kraft umsonst und nutzlos verthan" (Jes 49,4).

II. Bewältigungsstrategien

Wie gehe ich nun mit diesen zunächst ja einmal sehr negativ klingenden Erfahrungen um? Was erlebe ich in dieser Beziehung in unserer Gemeinschaft? Ich möchte vier Punkte nennen: Verklärung der Vergangenheit, Suche nach Schuldigen, Unsicherheit, wie es weitergehen kann, und Betroffenheit, wie es so weit kommen konnte.

1.) Verklärung der Vergangenheit

Meine alten Mitschwestern erzählen, dass es nach dem Ende des Dritten Reiches einen ungeheuren Aufbruch in der Kirche gab, man war stolz darauf, katholisch zu sein, und das kirchliche Leben blühte. Ich höre diese Geschichten gerne, allerdings nicht ohne einen leisen Zweifel: Wenn alles so großartig war, warum konnten dieselben, die damals begeistert waren, den Glauben nicht an ihre Kinder weitergeben? Warum haben sie ihn auch oft selbst nicht festgehalten und fehlen jetzt, wo sie alt sind, in unserer Kirche? Ähnlich Glorreiches höre ich vom II. Vatikanum oder in unserem Bistum von der Zeit unter Bischof Hemmerle, aber auch da stellt sich mir dieselbe Frage: Verklären wir nicht die Vergangenheit?²

Hoffnung bedeutet, von der Zukunft etwas zu erwarten und an ihr mitzuwirken. Wenn wir Menschen anfangen zu zweifeln, dass die Zukunft besser sein wird als die Gegenwart, neigen wir dazu, uns umzudrehen und das Gute in der Vergangenheit zu suchen. Sehr klar sehen wir das in der Heiligen Schrift: Israel erinnert sich bei der Wüstenwanderung auf einmal, wie einfach und schön das Leben doch in Ägypten war: „Wir denken an die Fische, die wir in Ägypten umsonst zu essen bekamen, an die Gurken und Melonen, an den Lauch, an die Zwiebeln und an den Knoblauch" (Num 11,5). Oder als das Volk aus dem babylonischen Exil heimkam und einen neuen Tempel baute, da weinten die alten Leute, weil sie sich an den alten Tempel erinnerten, der so viel schöner war (vgl. Esra 3,12). Und jeder Herrscher in Israel musste sich an David, dem Idealkönig, messen lassen, obwohl dieser bei Licht betrachtet, gar nicht so ideal war. Jesus gegenüber verweisen die Juden auf das Mannawunder (vgl. Joh 6,31) und darauf dass sie von Abraham abstammen (vgl. Joh 8,33), und noch der Auferstandene muss sich den enttäuschten Rückblick seiner Jünger anhören: "Wir aber hatten gehofft..." (Lk 24,21).

Beim Lesen dieser Schrifttexte fühle ich mich ertappt, ich muss zugeben, dass auch ich die naive Erwartung hatte, es müsse immer aufwärts gehen, denn dazu strengte ich mich ja an. Denn wenn es aufwärts geht, haben wir den Eindruck, dass die Geschichte, ja dass Gott uns recht gibt. Sehr deutlich sehen wir dieses Muster in der frühen Kirche, in der die rasche Ausbreitung des Christentums - und die moralische Integrität der Christen! - als Beweis für die Richtigkeit der christlichen Botschaft angeführt wurde. Für diese Argumentation fehlt uns heute der Mut, aber ich ertappe mich dabei, in ähnlichen Strukturen zu denken: Wenn ich keinen Erfolg habe, muss ich wohl etwas falsch machen, zumindest ist die Art, wie ich die Bot-

² Vgl. G. de Bruyn, Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter (Frankfurt 1975) 16: "Für die Erinnerung ist Vergangenheit nichts Unabänderliches. Nie hat sie ihren Zweck in sich selbst, immer dient sie gegenwärtigen Zwecken. Durch Vergessen, Verfälschen, Korrigieren, Deuten, Idealisieren passt die Erinnerung vergangene Tatsachen der Gegenwart an. Mit Unehrlichkeit hat das nichts zu tun, nur mit veränderlichen Standpunkten."

schaft verkünde, nicht mehr hilfreich. Sehr deutlich finde ich solche Argumentationsfiguren auch in kirchlichen Publikationen einschließlich unserer Kirchenzeitung.

2.) Schuldzuweisung

Wenn wir in unserer Gemeinschaft über uns und über die anderen sprechen, gibt es häufig zwei Formen, wie wir die aktuelle Situation: die Abwendung unserer Verwandten vom Glauben, die reservierte Haltung unserer Gäste der Kirche gegenüber, die Tatsache, dass wir immer mehr an den Rand der Gesellschaft geraten, deuten. Entweder wir schieben die Schuld den anderen zu, sagen von ihnen, dass sie sich verweigern, nur für das Heute leben und das eigentlich Wichtige nicht erkennen. Oder wir geben uns selbst die Schuld, weil wir keine Strahlkraft mehr haben, weil es an uns offenbar nichts mehr zu sehen gibt, weil wir versagt haben.

Beide Schuldzuweisungen haben einen Kern Wahrheit, beide stimmen aber auch nicht. Vor allem helfen sie nicht weiter. Wir leben in Deutschland im Jahr 2019, das ist die Welt, in die Gott uns berufen hat, eine Welt, die uns nicht nur vor Herausforderungen und Schwierigkeiten stellt, sondern uns auch viele Möglichkeiten bietet, wer von uns möchte denn ernsthaft 1945 oder 1962 leben? Aber zu sehen, dass unsere Bemühungen Früchte tragen, verweigert uns Gott heute oft. Sicher liegt auch Schuld auf unserer Seite vor, aber nicht so, dass Erfolg ein Beweis für Heiligkeit wäre und Erfolglosigkeit ein Indikator für Versagen – das sollte uns der Blick auf den, dem wir nachfolgen, zeigen. Das Problem ist daher nicht, dass ich die Botschaft nicht richtig verkünde, auch nicht, dass die Botschaft für das 21. Jh. nicht mehr trägt, sondern dass ich im Tiefsten noch nicht Christin bin, d. h. nicht bereit, den Weg Christi wirklich mitzugehen³. Das Wort des Petrus: "Das soll nicht geschehen!" (Mt 16,22) ist mir, wenn ich ehrlich bin, aus der Seele gesprochen; auch ich will das Kreuz nicht.

3.) Unsicheres Suchen

Das Dritte, was ich in unserer Gemeinschaft erlebe, ist eine große Unsicherheit, die manchmal sogar zu Aggressionen führt - bei mir selbst und bei meinen Mitschwestern. Wohin sollen wir schauen, was kann uns helfen, auch in Zukunft gut zu leben? Ich meine an dieser Stelle zunächst einmal nicht die Frage nach unseren theologischen Ressourcen, dazu komme ich später, ich meine eher den Bereich der Gestaltung unseres monastischen Lebens einschließlich der wirtschaftlich-organisatorischen Fragen.

³ Balthasar, Theodramatik (Einsiedeln 1980) Bd. 3, S. 450f: "Vom Christen ist der Widerstand und das Standhalten, nicht der Sieg verlangt. Auch ihr Meister ist ein irdisch geschlagener Sieger."

Gegenüber stehen sich hier - in der Gemeinschaft, aber auch in meinem eigenen Denken - zwei Ansichten, die nicht wirklich kompatibel sind. Die eine fordert in der Gegenwart zu leben, weil die Zukunft sowieso nicht planbar ist. In der Gegenwart haben wir noch die tägliche Eucharistiefeier, wir können unseren Lebensunterhalt selbst verdienen, wir können den Menschen, die zu uns kommen, etwas geben - was wollen wir eigentlich mehr? Warum sollten wir jammern und uns Sorgen machen, hat Jesus nicht gesagt: "Macht euch keine Sorgen... Euer himmlischer Vater weiß, was ihr braucht. Sucht zuerst sein Reich und seine Gerechtigkeit; dann wird euch alles andere dazugegeben. Sorgt euch also nicht um morgen " (Mt 6,31-34). Ich lese das und mein Herz stimmt zu, zumal ich schon so oft erfahren habe, dass die Zukunft nicht planbar ist, dass es anders kommt als ich gedacht hatte und dass sich im Nachhinein alle Planungen als Makulatur erwiesen.

Aber da ist auch noch eine andere Stimme, die mir sagt: Von nichts kommt nichts. Die Zukunft muss gestaltet werden, davor auszuweichen ist keine Frömmigkeit, sondern eine subtile Form des Gott-Versuchens. Auch dem stimme ich zu. Ich kann nicht einfach die Hände in den Schoß legen und warten, was kommt, meine Verantwortung als Äbtissin fordert von mir, dass ich vorsorge und mir Gedanken mache, wie es weitergehen soll, dass ich mich beraten lasse, Dinge anpacke. Und dann fange ich wieder an zu organisieren, Gespräche anzusetzen, mir den Kopf zu zerbrechen. Und irgendwann wieder die Frage, ob das viele Planen sinnvoll ist. ob es zu etwas führen wird... usw.usf.

4.) Betroffenheit, wie es so weit kommen konnte

Unter diesem Punkt fasse ich alles zusammen, was im Moment aus unserer Kirche an die Öffentlichkeit kommt: Uneinigkeit, Streit, Missbrauch. Ich spüre, wie sich meine Mitschwester fragen, ob sie wirklich in der Kirche Jesu Christi sind oder nicht eher in einem Verbrechersyndikat. Als Äbtissin fühle ich mich einerseits verpflichtet, die Kirche zu verteidigen, andererseits deprimiert mich das alles ungemein, weil ich sehe, dass es nichts zu verteidigen und zu beschönigen gibt. Wogegen ich mich allerdings wehre, ist die in meinen Augen oft künstliche, aufgesetzt wirkende Betroffenheit, die mir mit Tränen in den Augen sagen will, hier geschehe etwas völlig Unerhörtes, nie Dagewesenes. Wenn ich die Heilige Schrift lese. finde ich in ihr im Grunde alles wieder. Gerade die Texte, die oft Anstoß erregen - ich denke vor allem an die Psalmen -, höre ich 2019 ganz neu und frage mich, ob wir nicht in den letzten Jahrzehnten eine reichlich naive Anthropologie vertraten, die nicht ernsthaft mit der Realität des Bösen rechnete. Dass die Stärkeren die Schwächeren unterdrücken, dass die Reichen den Armen nichts abgeben wollen, dass Männer Frauen vergewaltigen, ist das Normale, erst

Christus hat uns die Augen dafür geöffnet, dass das Sünde ist und nicht sein darf. Es gilt, was Hans Urs von Balthasar schreibt: "Die Kirche ist eine Gemeinschaft von durch die Taufe geheiligten Sündern, deren verbleibende oder wieder erwachende Sündigkeit mit innerer Konsequenz zur Zwietracht [und ich ergänze: zu Gier, Machtgier und Narzismus] führt"⁴. Nicht dass die Kirche bis in den Klerus hinein aus Sündern besteht, ist das Neue, sondern dass es sich nicht mehr verheimlichen lässt, dass endlich geschieht, was Jesus vorausgesagt hat: "Es gibt nichts Verborgenes, das nicht offenbar wird, und nichts Geheimes, das nicht bekannt wird und an den Tag kommt" (Lk 8,17), denn "nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt wird, und nichts ist verborgen, was nicht bekannt wird" (Lk 12,2).

Es gibt ein ernstes Wort von Martin Buber, das bei ihm auf den Chassidismus bezogen ist, mir aber auch auf unsere Kirche zu passen scheint. Buber sagt: "Der Niedergang einer großen Bewegung, zumal einer großen religiösen Bewegung, scheint mir die härteste Probe zu sein, auf die der Glaube eines wahrhaft religiösen Menschen ... gestellt werden kann, eine viel härtere Probe als alles persönliche Schicksal; es scheint mir die größte aller Hiobsfragen zu sein, wie es geschehen kann, dass aus solcher Gottesnähe solche Gottesferne wird"⁵.

III. Umkehr nach vorn oder: Wege zur Hoffnung

Was tun wir nun? Was sollten wir tun? Die Antwort der Heiligen Schrift ist im Grunde eindeutig: "Kehrt um und glaubt an das Evangelium" (Mk 1,15). Aber das ist schwierig, denn gerade in Situationen der Unsicherheit, in Situationen, in denen die Plausibilität des Glaubens nicht mehr einfachhin gegeben ist, erlebe ich bei mir und bei anderen, dass wir anfangen, uns nach außen zu orientieren, um dort Hilfe zu finden. Sehr deutlich spüre ich diese Versuchung in meiner Aufgabe als Äbtissin: Ich lese Publikationen aus dem Ordensbereich und es schallt mir entgegen, ich müsse mich in Psychologie weiterbilden, in Wirtschaftswissenschaften und Recht, neuste Managementtheorien zumindest in Grundzügen kennen, auf den Datenschutz achten, ein Präventionskonzept erstellen und außerdem unsere Gemeinschaft für die kommende Digitalisierung fit machen. Weiter soll ich mich unbedingt um meine Gesundheit kümmern, mir genug Erholungszeiten gönnen, mich immer wieder fragen "wie es mir mit all dem geht..." usw.usf. Es fällt mir schon fast gar nicht mehr auf, wie seltsam das alles ist. Das was früher für eine Äbtissin das Wichtigste war, fragt mich keiner: ob ich bete, ob ich genügend Zeit für die Schriftlesung habe, ob ich geistlich lebe. Offenbar findet das niemand mehr wichtig, jedenfalls nicht so wichtig wie all das andere.

Geistlich weiterführend scheint mir in dieser Lage dreierlei zu sein:

⁴ H.U.v.Balthasar, a.a.O. S. 423.

⁵ M. Buber, Gog und Magog. Eine Chronik (Heidelberg 1949) Stelle leider nicht mehr zu finden.

1. Entscheidungen treffen

Wir lasen Anfang des Jahres in der Mittagshore und in der Vesper das Buch Jesus Sirach. Dort traf mich das Wort: "Wehe den furchtsamen Herzen und den schlaffen Händen und dem Sünder, der auf zwei Wegen geht" (Sir 2,12). Der Vorwurf des "auf zwei Wegen Gehens" kommt häufig in der Bibel vor, z.B. ist im Jakobusbrief von denen die Rede, die "zwei Seelen" haben (Jak 1,8; 4,8) oder wie der Prophet Elia sagt: "auf beiden Seiten schwanken" (1Kön 18,21). Konkret: Wir wollen Gott dienen, aber unbedingt auch als moderne Menschen des 21. Jahrhunderts anerkannt werden. Die Alternative, vor die Elia das Volk Israel stellt, lautet aber nicht: modern oder altmodisch, sondern: "Wenn der Herr der wahre Gott ist, dann folgt ihm. Wenn aber Baal es ist, dann folgt diesem!" Diese Alternative passt uns nicht, denn am liebsten wollen wir eben doch "zwei Herren dienen" (Mt 6,24), dem, was in unserer Gesellschaft angesagt ist, und dem Evangelium Jesu Christi. So sind wir im Moment in unserer Kirche damit konfrontiert, dass es Ordensleute und Priester gibt, die genau das tun: sie dienen zwei Herren, die gehen auf zwei Wegen, brutal gesagt: sie führen ein Doppelleben.

Doch urteilen wir nicht über andere, schauen wir auf uns selbst. Sünde - jede Form von Sünde - besteht darin, auf zwei Wegen zu gehen, d.h. neben dem Weg, der Christus selbst ist (vgl. Joh 14,6), noch einen anderen Weg zu gehen, neben Gott noch andere Maßstäbe und andere Ziele zu haben. Wir wollen Gott dienen, aber wir wollen auch noch manches andere. Nicht alles das ist schlecht, aber auch gute Dinge lenken ab und können dazu führen, dass wir langsam, aber sicher Menschen werden, denen der Herr zu Recht mit den Worten Jesus Sirachs zuruft: „Wehe euch, die ihr die Ausdauer verloren habt! Was werdet ihr tun, wenn euch der Herr zur Rechenschaft zieht?“ (Sir 2,14)⁶. Der Jesuit Hans Zollner sagte in einem Interview in der Tagespost vom 2.5., es werde in Zukunft "... nicht ohne eine größere Einfachheit und eine asketischere Kirche" gehen. Dem kann ich uneingeschränkt zustimmen. Pater Zollner fuhr fort: "Askese heißt: Ich verzichte auf etwas, um mir leibhaftig und wiederholt in Erinnerung zu rufen, dass das Evangelium nicht nur ein Gewinn ist, sondern mich auch etwas kostet. Nur, wer sein Leben um Jesu willen verliert, der gewinnt es. Das kostet viele Dinge, die man sich wünschen könnte, die aber unter der Perspektive des Evangeliums nicht gut sind"⁷. Wir müssen uns entscheiden - deutlicher und radikaler.

⁶ H.U.v.Balthasar: "Wir Christen wiederholen ständig, mit Tränen der Ohnmacht, der Faulheit und des Hochmuts, daß die Welt sich entchristlicht, aber die Welt hat Christus nicht empfangen non pro mundo rogo - , sondern wir haben ihn für die Welt empfangen, und aus unseren Herzen zieht Gott sich zurück: in uns allein vollzieht sich die Entchristlichung, o wir Elenden!" (Stelle leider nicht mehr zu verifizieren).

⁷ Tagespost vom 2.5.2019 S.9.

2. Verwandlung zulassen

Habe ich die Ausdauer im Glauben und die Hoffnung verloren? Ganz im Gegenteil, ich bin voll Hoffnung, wenn ich an die Zukunft denke, denn ich glaube, dass wir in einer Zeit leben, in der Gott uns auf ganz neuen Wegen führt. Worauf aber hoffe ich? Ich möchte darauf zunächst eine ganz einfache, sehr fromme Antwort geben: Jesus hat uns verheißen: „Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen. Wäre es nicht so, hätte ich es euch dann gesagt, ich gehe, um euch eine Wohnung zu bereiten, und dann komme ich wieder und wo ich bin, werdet auch ihr sein“ (Joh 14,2f). Das bedeutet, dass meine Hoffnung sich letztlich darauf richtet, auf Dauer mit dem Herrn vereint zu sein und mit ihm ein Leben zu führen in dem, was wir Himmel nennen.

Doch diese Antwort traue ich mir fast nicht zu geben, denn ich höre – durchaus auch in meinem eigenen Herzen – sofort den Einwand, es handle sich hier um eine eschatologische Vertröstung. Gut, dann sage ich es anders: Ich erwarte, dass Gott unsere Welt verwandeln wird. Ich erwarte einen neuen Himmel und eine neue Erde, die von Gott her geschenkt werden, aber nicht wie im Märchen, indem eine Fee mit einem Zauberstab "Simsalabim" macht, sondern ich erwarte eine neue Welt, die, wie es in Ps 85,12 heißt, aus der Erde aufgeht, d.h. die durch radikale Verwandlung des Bestehenden entsteht. Diese Verwandlung beginnt in der Gegenwart und ich darf an ihr teilnehmen. Sehr wichtig ist mir das Wort aus dem Römerbrief: "Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene!" (Röm 12,2). Was folgere ich aus diesem Wort? a.) Die Welt kann für mich nicht der Maßstab sein, mag sie auch noch so laut schreien. b.) Die Aufforderung des Römerbriefes lautet nicht: Verändert euch, tut was, sondern: *Lasst euch verwandeln*. Derjenige, der die Verwandlung bewirkt, bin nicht ich selbst, sondern Gott⁸. c.) Die Verwandlung geschieht durch eine Erneuerung des Denkens, diesem neuen Denken folgt dann auch ein neues Tun.

Verwandlung der Welt... Immer wieder hält man uns Christen vor, dass die Welt durch das Kommen Jesu Christi nicht besser geworden ist, dass Menschen, die zur Kirche gehören, nicht besser sind als andere, nicht klüger, nicht moralischer und nicht tapferer. Auf mich selbst bezogen würde ich diesen Vorwurf stehen lassen, denn ich weiß, dass es viele Menschen gibt, die nicht glauben und mir dennoch weit überlegen sind. Aber das ist nur die eine

⁸ J.Splett, **Fehler! Nur Hauptdokument**Gott-ergriffen (Köln ⁵2010) 14: "Sich-Erfassen-Lassen ist vor Aktiv und Passiv die Grundvollzugsweise von Sein und Leben in allen seinen Dimensionen, der ethischen, ästhetischen, erotischen, sexuellen wie religiösen: überall steht am Anfang ein Ergriffenwerden, das man nicht machen kann, dem man jedoch auch nicht rein passiv ausgeliefert ist; denn man kann sich verweigern."

Seite der Medaille, die andere zeigt sich, wenn ich mir ehrlich die Frage stelle, ob mir der Glaube an Gott, der Versuch, Jesus nachzufolgen und das Zusammenleben mit anderen Christen, konkret mit meinen Mitschwestern, nicht doch dazu verholfen hat, ein Stück weit über mich selbst hinaus zu wachsen. Natürlich kann ich die Gegenprobe niemals machen, weil ich nicht die Möglichkeit habe, ein zweites Leben zu führen, aber ich bin sicher, dass ich ohne meinen Glauben noch egoistischer, noch ängstlicher, noch angepasster, noch träger wäre.

Und die Kirche als Ganze? Hat sie die Welt verbessert? Im Moment zeigen wir als Kirche der Welt im schlimmsten Fall ein skrupelloses, gieriges, gottloses Gesicht, im weniger schlimmen Fall, aber auch noch schlimm genug, das Bild einer Gruppe von Menschen, die unter sich zerstritten ist und sich in einem mühsamen Kleinkrieg aufreibt. Und die Welt schaut hämisch zu und sagt triumphierend: Ihr seid auch nicht besser als alle anderen! Und wir? Wir ziehen den Kopf ein und zweifeln selbst, ob wir nicht auf das falsche Pferd gesetzt haben. Aber hat uns Jesus überhaupt verheißen, dass wir alle Heilige werden? Sind die Psalmen nicht voll von Aussagen wie z.B: "Meine Sünden schlagen mir über dem Kopf zusammen, sie erdrücken mich wie eine schwere Last" (Ps 38,5) oder "Meine Sünden haben mich eingeholt, ich vermag nicht mehr aufzusehen. Zahlreicher sind sie als die Haare auf meinem Kopf" (Ps 40,13). Ich kann das aufrichtig beten - für mich, aber auch stellvertretend für unsere Kirche.

Aber in den Psalmen bete ich auch: "Ich war vor ihm ohne Makel, ich nahm mich in Acht vor meiner Sünde" (Ps 18,24). Das kann ich für mich selbst nicht so ohne Weiteres beten, wohl aber für die Kirche, insofern sie Leib Christi ist, insofern sie zusammen mit ihm, ihrem Haupt betet. Solche Aussagen sind nicht nur fromme Lyrik des alten Israel, sondern die Kirche, ich selbst und wir alle, die wir getauft sind, sind die "Heiligen von Aachen" (vgl. 1Kor 1,2; 2Kor 1,1), wir sind heilig trotz aller bleibenden Sünde. Wir sollten weder das eine noch das andere leugnen.

Wie steht es aber um diese unsere Heiligkeit? Wenn ich ehrlich bin, muss ich zugeben, dass ich oft denke: Na ja, eine Heilige bin ich nicht, aber eine Sünderin? - ich tue schließlich mein Bestes, mehr kann niemand, auch Gott nicht, von mir verlangen. Charles Péguy sprach von der großen und trägen Schar der "guten Sünder"⁹ und meinte uns Christen, die mit einem notorisch guten Gewissen herumlaufen. Diese Haltung nennt man Pharisäismus, und dieser Pharisäismus steckt in uns allen. Wir beanspruchen zwar nicht Heilige zu sein, wollen aber auch nicht von uns sagen, dass wir Sünder sind. Ich jedenfalls will mit der Sünde nichts zu tun haben - was ja prinzipiell auch richtig ist - lieber gebe ich die Schuld weiter: "Ich bin nicht so"

⁹ Zitiert bei Balthasar, a.a.O. S. 435.

und hoffe, dass man mir glaubt. Und wenn die Welt mich trotzdem für einen von diesen "katholischen Schurken" hält: "Auch du gehörst zu ihnen" (Mt 26,73), bin ich entsetzt. Im Moment geschieht das...

Das 2. Vatikanum lehrt: "Es ist Gegenstand des Glaubens, dass die Kirche, deren Geheimnis die Heilige Synode vorlegt, unzerstörbar heilig ist." Diesen Satz muss man immer wieder lesen, er gilt jenseits aller empirisch nachweisbaren Fakten, er gilt auch für eine sündige Kirche und sollte uns bei aller Traurigkeit, für die es durchaus Gründe gibt, mit Vertrauen erfüllen. Die Heiligkeit der Kirche ist Gegenstand des Glaubens, d.h. eine von Gott her geschenkte Wirklichkeit, nur deshalb kann von "unzerstörbarer Heiligkeit" die Rede sein. "Denn Christus, der Sohn Gottes, der mit dem Vater und dem Geist als 'allein Heiliger' gepriesen wird, hat die Kirche als seine Braut geliebt und sich für sie hingegeben, um sie zu heiligen (vgl. Eph 5,25f)... Daher sind in der Kirche alle... zur Heiligkeit berufen gemäß dem Apostelwort: 'Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung'" (1 Thess 4,3; vgl. Eph 1,4)¹⁰. Konkret geschieht diese Heiligung in der Eucharistie, in der wir einbezogen werden in das Opfer Christi und uns verwandeln lassen. Wir bringen ja kein fremdes Opfer dar, weder wie in den antiken Religionen irgendwelche Tiere, noch das Opfer eines anderen, der etwas an unserer Stelle getan hat, was uns selbst aber äußerlich bleibt, sondern wir werden einbezogen in das Opfer Christi und dürfen uns selbst mit-darbringen.

3.) Hoffen

An den Kartagen liest die Kirche die sogenannten Klagelieder. In ihnen fielen mir in diesem Jahr einige Sätze aus dem 3. Kapitel besonders auf, zunächst sehr hoffnungslos klingende Worte, die gut in die jetzige Situation der Kirche passen: "Ich sprach: Dahin ist mein Glanz und meine Hoffnung auf den Herrn... Du hast dich in Wolken gehüllt, kein Gebet kann sie durchstoßen. Zu Unrat und Auswurf hast du uns gemacht inmitten der Völker... Das Wasser ging mir über den Kopf; ich sagte: Ich bin verloren" (Klgl 3,18.44f.54). Dann Aussagen, worauf der Beter bleibend setzen kann: "Die Huld des Herrn ist nicht erschöpft, sein Erbarmen ist nicht zu Ende. Neu ist es an jedem Morgen; groß ist deine Treue. Mein Anteil ist der Herr, sagt meine Seele, darum harre ich auf ihn. Gut ist der Herr zu dem, der auf ihn hofft, zur Seele, die ihn sucht. Er beuge in den Staub seinen Mund; *vielleicht ist noch Hoffnung*. Denn nicht für immer verwirft der Herr. Hat er betrübt, erbarmt er sich auch wieder nach seiner großen Huld" (Klgl 3,18-32) und weiter: "Da rief ich deinen Namen, HERR, tief unten aus der Grube. Du hörtest meine Stimme: Verschließ nicht dein Ohr vor meinem Seufzen, mei-

¹⁰ Lumen Gentium 39.

nem Schreien! Du warst nahe am Tag, da ich dich rief; du sagtest: *Fürchte dich nicht!*" (Klgl 3,55-57)

"Fürchte dich nicht, vielleicht ist noch Hoffnung." Was sagt das in der aktuellen Situation mit ihren vielen Auseinandersetzungen, Streitfragen, Enttäuschungen? Ich glaube nicht, dass es eine Lösung wäre, die Augen zuzumachen und sich in die Innerlichkeit zurückzuziehen mit der etwas resignierten Bitte, Gott möge die Dinge richten. Aber wir sollten wieder mehr darüber nachdenken, was Glaube eigentlich ist und dass er wesentlich darin besteht, auf Gott zu hoffen. Tun wir das? In meinem Orden spricht man unter Äbten und Äbtissinnen offen darüber, dass es Atheismus im Kloster gibt, d.h. Mönche und Nonnen, die nicht mehr glauben und nichts mehr hoffen, die aber, aus wirtschaftlichen Gründen oder weil sie sich einem Austritt nicht gewachsen fühlen, im Kloster und in der Kirche bleiben. Oder die etwas mildere Form: Es findet schleichend eine Entspiritualisierung statt: Man kommt noch ins Stundengebet, weil das Fehlen auffallen würde, aber persönliches Gebet und Schriftlesung finden nicht mehr statt, geschweige denn die Beschäftigung mit Theologie¹¹. Das gibt es sicher auch unter Priestern und es zerstört eine Gemeinschaft von innen.

"Glaube ist die Grundlage dessen, was man erhofft, ein Zutreten von Tatsachen, die man nicht sieht" (Hebr 11,1). Das bedeutet, dass man im theologischen Sinn nur hoffen kann, wenn man glaubt und das wiederum heißt, wenn man Gott für frei, liebend und lebendig hält und davon ausgeht, dass er in unserer Welt handelt, hier und heute, in Nordrhein-Westfalen im Mai 2019. Im Glauben erfahre ich, dass sich die in der Heiligen Schrift bezeugten Taten Gottes heute an mir vollziehen, in der Hoffnung erwarte ich sein Wirken für die Zukunft. Nicht weil ich optimistisch eingestellt bin oder weil ich mir etwas zutraue, hoffe ich, sondern allein aufgrund der Verheißungen Gottes. Diese Hoffnung lasse ich mir nicht nehmen, auch nicht durch abwertende Aussagen wie "Vertröstung" u.ä.

Ich hoffe, weil ich nicht bereit bin, mich mit Leid und Schuld abzufinden, nicht bereit, den Tod stoisch zu akzeptieren, ich bleibe dabei, dass er sinnwidrig ist und unnatürlich. Ich glaube, dass Gott mit der Auferstehung Christi den Tod überwunden hat, dass seine Verheißung Leben bedeutet. Mein Glaube an diese Verheißung ist nur echt, wenn ich alles in meinen Möglichkeiten Stehende tue, um Leben für alle zu ermöglichen. Hoffnung ist Liebe zum Leben und zu den Lebendigen. Anders ausgedrückt: Wer an Gott glaubt, muss auf die Überwindung von Leid und Tod hoffen. Dante schreibt, dass am Eingang der Hölle der Satz steht: „Lasst alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!“ Hölle ist der Ort der Hoffnungslosigkeit und Paulus charakterisiert das Leben vor der Taufe so: „Ihr wart von Christus getrennt..., hat-

¹¹ Vgl. (dort auf das Priestertum bezogen) W. Lehner, *Imago Christi. Skizzen zur Gestalt des Priestertums* (Sankt Ottilien 2018) 81.

tet keine Hoffnung und lebet ohne Gott in der Welt“ (Eph 2,12). Hoffnung stützt sich auf die Botschaft, dass Christus den Tod überwunden hat und der Erste der neuen Schöpfung Gottes ist. Hoffnung stützt sich auf seine Verheißung, dass Himmel und Erde vergehen werden, aber das Wort Jesu nicht, dass also die Wahrheit beständiger ist als alles Materielle, dass sie "die eigentliche, verlässliche Wirklichkeit ist, der Boden, auf den wir uns stellen können und der auch bei der Verfinsterung der Sonne und dem Einsturz des Firmamentes hält"¹².

Ich denke, hier sind wir manchmal zu zaghaft in der Verkündigung, wir hören zu sehr schon mit, dass viele Menschen das für Kindergeschichten halten, die kein denkender Mensch mehr glauben kann. Weiß ich nicht! Ich selbst komme nicht aus einem christlich geprägten Milieu und empfinde das Umwerfende der Botschaft, die wir als Kirche zu verkünden haben, nach wie vor, vielleicht stärker als andere.

IV. Schluss: Liebst du mich?

Wir leben in einer Umbruchszeit, die uns nicht nur Krisen, Enttäuschungen, tiefe Verunsicherung, sondern auch Chancen beschert. Das katholische Milieu gibt es kaum noch, wir können unseren Glauben nicht mehr tragen lassen von den Plausibilitäten unserer Umwelt, sondern müssen einen eigenständigen Glauben, eine ganz persönliche Christusbeziehung aufbauen und anderen dazu helfen, eine solche Christusbeziehung zu finden. Das ist nichts Furchtbares, sondern im Gegenteil die Chance zu einem vertieften Glauben und vielleicht auch zu neuen Formen der Gemeinde.

Dazu möchte ich in dieser österlichen Zeit zum Schluss den Blick auf Joh 21 richten. Während sich die Jünger auf dem See abmühen, richtet der Jünger, den Jesus liebt, seinen Blick auf das Ufer und sagt zu Petrus: "Es ist der Herr!" Darauf springt Petrus in den See und schwimmt auf Jesus zu. Wer von uns erkannt hat, wo man Jesus begegnen kann, sollte andere darauf aufmerksam, wer aufmerksam gemacht wurde, sollte springen. Vielleicht war dieses Springen früher nicht so nötig, heute ist es das.

Aber der Sprung ist nur der Anfang der Freundschaft mit Jesus. Irgendwann kommt die Frage, die sich an mich ganz persönlich richtet: "Liebst du mich?" Sie bringt mich ins Grübeln, denn ich kann weder mit einem klaren Ja antworten - dazu müsste ich ein anderer Mensch sein und anders, d.h. konsequenter leben -, ich kann aber auch nicht Nein sagen, das wäre für mich der geistliche Selbstmord. Weil ich die Frage nicht wirklich beantworten kann, wird sie mir immer wieder, dreimal, zehnmal, dreißigmal, ja vielleicht bis an mein Lebensende immer wieder gestellt. Dass meine Antwort nie ganz eindeutig ist, dass ich nie sicher

¹² J.Ratzinger /Benedikt XVI, Jesus von Nazareth. Zweiter Teil: Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung (Freiburg 2011) 67.

sagen kann: "Ja, Herr, ich liebe dich", macht mich traurig, hält mich aber auch in der Wahrheit, denn "nicht darin besteht die Liebe, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat" (1 Joh 4,10). Trotzdem erhalte ich einen Auftrag. Letztlich kommt es nicht darauf an, ob ich mir meiner Liebe sicher bin, sondern dass "er es weiß".

Der Auftrag Jesu führt nicht dahin, wohin ich selbst möchte. Oder richtiger: Er führt dahin, wohin ich im Tiefsten möchte, aber in meiner Begrenztheit nicht weiß, dass ich dorthin möchte. Ich brauche ein ganzes Leben, um zu lernen, die Arme auszubreiten und mich führen zu lassen, wohin er will.

Und trotzdem werde ich auch am Ende meines Leben nicht wissen, wohin es mit mir, mit den anderen, mit der Kirche, mit der Welt im Letzten hingehen wird: "Und was ist mit dem...?". Ich werde mich auch am Ende meines Lebens noch bei vielem fragen, warum das alles so sein muss. Die Antwort werde ich wohl erst im ewigen Leben erhalten. Aber ich vertraue darauf, sie zu erhalten und mit dieser Antwort all meine Hoffnungen erfüllt zu sehen.